

Nr. 267. Bromberg, den 17. November 1936

Ein Mann entlaufen!

Roman von Vera Bern.

Gerda, deren Pulse fliegen, hört den schweren Atem ihres Verlobten. Dann das Rücken eines Stuhles. Dann ist Stille. Alfred Becker scheint zu unterschreiben. Doch — nein. Noch wagt er einen letzten Versuch:

„Das geht doch aber nicht, Herr Direktor, daß der Schein zu den Akten kommt . . .!"

Und wieder die Stimme des Chefs:

„Ich habe Ihnen bereits erklärt, daß niemand davon erfährt! Ihre Unterschrift!"

Gerda ist, als höre sie das Kratzen der Feder, als höre sie, wie Becker selbst mit zitternden Händen das unterschriebene Blatt ablöscht und zusammenfaltet. Sie hört das ungeduldige Trommeln von Römers Fingern auf der Schreibtischplatte.

„Los. Ich habe Eile. Geben Sie her. So. Ich lege den Schein hier in meine Brieftasche, sehen Sie. An dieser Stelle bleibt er, bis er nach Tilgung der Schuld durch Sie wieder in Ihren Besitz gelangt! Und Sie — Sie treten jetzt Ihren Dreimonatsurlaub an, von dem Sie nicht zurückkehren werden! . . . Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen."

Gerda hört, wie sich die Tür hinter Becker schließt. Hört, wie Direktor Römer mit der Faust auf den Tisch schlägt, hört ein ärgerliches „Verfluchte Schweinerei" — Dann muß Römer den auf der Schreibtischplatte liegenden Hörer bemerkt haben, denn er haut ihn auf die Gabel.

Am Telephonschrank erlischt das Lämpchen des Direktionsbureaus.

Ein feuchter Perlenkranz bildet sich um Gerdas Stirn. Als ob sie Fieber hätte, ist ihr. Die Junihitze im Glaskasten ist unerträglich. Ganz zusammengefallen sitzt sie da, das Gesicht in den Händen.

Diesem Mann . . . diesem Menschen . . . diesem Verbrecher hatte sie angehören wollen fürs Leben! . . . Nicht aus Liebe — nein . . . nur weil sie auch einen haben wollte, der sich um sie kümmerte . . . wie die anderen alle einen hatten in den Bureaus und Geschäften. Da geht die Tür in den Gang auf.

Becker! Zögernd bleibt er stehen, blickt durch die Scheiben. Gerda fühlt es eiskalt ihren Rücken herabrieseln.

Becker stößt die Tür auf, die zu ihr führt. Seine sonst schon blasse, gelbliche Farbe spielt ins Grünliche.

Gerda reißt alle Kraft zusammen. Nur nicht zeigen, daß sie alles weiß! Nichts zeigen! . . . Sie stöpselt sinnlos.

Becker sagt mit einer Stimme, die brüchig ist, und mit dem Anflug einer Grimasse, die ein Lächeln vortäuschen soll:

„Denke dir . . . ich hatte soeben eine sehr lange Besprechung mit dem Chef . . . Er hat . . . denke dir, er hat mich gebeten, meine Ferien schon heute anzutreten . . . aus internen Gründen . . . Dafür dürfte ich, in Anbetracht meiner zehnjährigen Dienste, längeren Urlaub beanspruchen . . . Ziemlich lange sogar . . . Was wird denn nun mit uns beiden? Wir wollten doch die Ferien gemeinsam verbringen, Gerda . . . Du mußt also sofort zum Personalchef. Du mußt Fehling bitten, daß er dich schon jetzt frei gibt . . . gleich verstehst du? . . . Du mußt sagen, daß du überarbeitet bist . . . daß deine Mutter erkrankt ist . . . irgend etwas . . ."

Gerda zittert wie Espenlaub. Nur daß er es nicht merkt, daß sie weiß, was hinter seiner Stirn vorgeht.

Es ist nicht Schmerz, den sie empfindet, nur eine grenzenlose Peinlichkeit, nur Scham, daß sie Mitwisserin eines solchen Geheimnisses geworden und daß dieser Mann, dieser Verbrecher es wagt, sich noch an sie heranzutasten.

„Ich wünsche dir gute Erholung", sagt sie mit eisigen, bebenden Lippen. „Aber geh . . . wenn der Chef kommt — er duldet keine Privatgespräche! Noch dazu in der Telephonzentrale. Geh . . . geh!"

Schritte hinter der Glaswand.

„Ich gehe", sagt Becker. „Aber heute abend . . . verstehst du . . . heute abend . . . Abholen kann ich dich nicht . . . Ich erwarte dich nach Schluß am Denkmal auf dem Karlsplatz. Du kommst! . . . Du kommst unter allen Umständen!"

Gerda, die nach Bureauschluß sonst als eine der ersten vom kaufmännischen Personal am kontrollierenden Pförtner vorbei auf die Straße hinaustritt, sitzt noch nach vier vor ihrem Telephonschrank. Unschlüssig. Ratlos.

Becker erwartet sie am Karlsplatz.

Sie hat plötzlich so unüberwindliche Abscheu vor diesem Manne, dem sie bisher eine Art dankbarer Gleichgültigkeit entgegengebracht, weil er dem Begriff „Wochenende" einen Sinn gegeben, daß sie Grauen davor empfindet, noch einmal mit ihm zusammenzutreffen.

Ehe sie ihn kannte, hatte sie alle freien Stunden in der Bude zugebracht, wie sie die mit ihrer Mutter bewohnte Stube mit Küche nannte.

Die Mutter war taubstumm. Saß tagaus, tagein im Lehnstuhl am Fenster und wartete auf die Rückkunft der Tochter. Kaum konnte sie es erwarten, daß die Tür sich hinter Gerda schloß. Noch während das Mädchen Hut und Mantel ablegte, begann die früh gealterte Frau — der Einsamkeit müde — zu „plaudern".

Die Tochter hatte das „Plaudern" gelernt, und bald spreizten sich die Finger von Mutter und Tochter, die Hände fuhren durcheinander, und in der abgeschlossenen Hofwohnung entspann sich erregtes, lautloses Gespräch, nur ab und zu unterbrochen von den heiseren Kehllauten der Alten.

Die Tochter hatte es bald heraus, welche Geschichten der Mutter den größten Spaß machten: Klatsch!

War Gerda gerade besonders übermütig, dann erfand sie die wildesten Romane zur Freude der Mutter, die der Tochter gläubig auf den verschlungenen Pfaden ihrer Fabulierkunst folgte.

So erzählte Gerda, daß der Laufjunge sich in die Stenotypistin verliebt hatte, daß der Korrespondent sein ganzes Geld für eine Tänzerin ausgegeben — wagte sich sogar einmal an Direktor Römer heran und erzählte, daß der sich mit der neuen Pariser Schönheitskönigin verloben wolle... Daß er längst verheiratet und Vater zweier erwachsener Kinder war, wußte Gerda nicht.

Dann leuchteten die Augen der Mutter. Sie fand in diesen Geschichten von Liebe und Leidenschaft Entschädigung für die vielen stumpfen Stunden des Alleinseins, die nur ab und zu durch Besuche anderer Leidensgenossen unterbrochen wurden.

Alles wurde anders, als Becker sich Gerda näherte. Dann saß die Mutter auch während der Abende und Feiertage allein in ihrer Stube und blickte auf den Hof hinunter, auf die spielenden Kinder, deren Schreie sich nur als stumme Grimassen ihrem Auge offenbarten.

Becker lud Gerda ins Kino; er fuhr mit ihr nach Schlachtensee hinaus und ruderte sie im Boot herum. Nie führte er sie in Tanzlokale, nie an Stätten, die eine Gemeinsamkeit zwischen ihr und anderen schaffen konnten. Denn, daß sich die meisten Leute nach dem bildhübschen, frischen Mädel umdrehten, erfüllte ihn mit quälender Eifersucht. Ihm, dem Vierzigjährigen, kam es selbst manchmal unwahrscheinlich vor, daß er Rechte an Gerda geltend machen durfte.

Der nette kleine Aufschwung, den Becker in ihr Leben gebracht, hatte Gerda wohlgetan, hatte sie sogar darüber hinweggetäuscht, wie gleichgültig der Mann, von dem so manche Freude kam, ihr im Grunde war.

Einmal hatte sie ihn gefragt: „Du, sag mal, ist das eine Kameradschafts-Verlobung, was wir da miteinander haben?"

„Kannst es nennen, wie du willst, Gerda, wenn du nur meine Frau wirst."

Er verliebte sich jeden Tag mehr in das Mädel, das es ihm gleich am Tage ihres Eintritts in die Fabrik angetan hatte. Doch er fühlte mit der Erfahrung des um zwanzig Jahre Älteren, daß allzu leidenschaftliche Beteuerungen seiner Zuneigung sie von ihm fortgetrieben hätten.

So begnügte er sich damit, ihr von Zeit zu Zeit Schokolade, Bijouterie, irgend eine Kleinigkeit mitzubringen. Nur, daß diese Kleinigkeiten kostbarer wurden von Mal zu Mal.

„Das ist ja viel zu schön für mich!" sagte sie oft. Aber sie fühlte mit dem Instinkt des erwachenden Weibes, daß jedes Geschenk, das er ihr brachte, ihren Wert steigerte in seinen Augen.

— Noch immer steht Gerda vor dem Telephonschrank. Soll sie Becker versetzen?... Soll sie doch lieber hingehen? ... Damit er keinen Verdacht schöpfte! Aber wenn er sie einlud, den Abend mit ihm zu verbringen? ... Das tat er sicher ...! Es war doch undenkbar, daß sie noch mit ihm ausging! Es mußte Schluß gemacht werden! Sie konnte sich doch an einen Menschen, der mit einem Fuß im Gefängnis stand, nicht binden! Aber — um Schluß zu machen, mußte sie noch einmal mit ihm sprechen!

Sie geht über den Hof, tritt auf die Straße hinaus.

Das blaue Auto Direktor Römers parkt vor dem Eingang. Gerade als sie vorbeigehen will, springt der Chauffeur in seinem weißen Mantel herzu und reißt den Wagenschlag auf. Direktor Römer legt grüßend den Finger an den Hut und steigt ein. Da fällt sein Blick auf Gerda Manz. Er kneift die Augen zusammen, erkennt sie nicht gleich unter dem hellen, flachen, breitrandigen Hut. Doch dann beugt er sich zum Wagen hinaus:

„Fräulein, auf ein Wort!"

Ihr Herz klopft, während sie nähertritt.

„Herr Direktor ...?"

Zum erstenmal, daß sie so nahe vor ihm steht. Sie sieht sein scharf geschnittenes, kaltes Gesicht mit der vorspringenden, geschwungenen Nase, die tiefe Falte über der Nasenwurzel, und verliert sich mit den Blicken in den verlaufenden Mundwinkeln, in denen sie etwas wie ein tief in der Seele verborgenes Lächeln spürt. Nur gut, daß keiner ihre Gedanken lesen kann.

Sie wiederholt:

„Herr Direktor ..."

„Meine Hausordnung besagt, daß Verlobungen innerhalb der Fabrik zwischen Angestellten der Direktion gemeldet werden müssen. Ich kann also nur annehmen, daß Ihre Verbindung mit einem Angestellten unseres Hauses loserer Art war. Aber auch derartige lose Verbindungen sehe ich nicht gerne, um so weniger, als Sie noch zu jung sind, um den Ernst eines solchen Schrittes abzuschätzen ... Ich fahre morgen in die Ferien und erwarte nach meiner Rückkehr von Ihnen die Mitteilung, daß Sie sich darüber im klaren sind, was Sie sich selbst schulden!"

Und zum Chauffeur: „Los!"

Das Auto saust davon. Sprachlos sieht Gerda dem blaulackierten Wagen nach, weiß nicht, ob Anerkennung oder Tadel in den Worten des Chefs gelegen. Nur daß er sie ausgezeichnet hat vor den anderen, das weiß sie. Denn daß er außerhalb der Fabrikräume jemals einen Angestellten angesprochen, war noch nicht vorgekommen.

Nun eilt sie zum Karlsplatz. Jetzt muß sie Becker sprechen. Muß ihm heute noch sagen, daß sie es sich überlegt hat, daß sie „nicht zusammen passen"! Daß sie noch zu jung ist mit ihren achtzehn Jahren, um sich fürs ganze Leben zu binden ... Sie wird schon die richtigen Worte finden, daß er nicht merkt, warum sie von ihm abrückt. Es geht nicht nur um persönliches Gefühl. Es geht auch um ihre Existenz. Mit Direktor Römer ist nicht zu spaßen.

Eine halbe Stunde schon geht Gerda vor dem Denkmal auf und ab.

Das war noch nie vorgekommen, daß Becker sie warten ließ. Die Füße in den hochstöckeligen Schuhen schmerzen. Sie denkt schon daran, nach Hause zu fahren, ihm ihren Entschluß brieflich mitzuteilen. Da hält eine Taxe an der Bordschwelle. Becker springt heraus, sein Gesicht ist rot gefleckt, sein Atem geht stoßweise.

„Entschuldige, Gerda ... aber ich konnte es nicht rascher schaffen .. Hier um die Ecke ist eine Weinstube, Gerda. Ein stiller Winkel. Ich muß dich ganz ungestört sprechen."

Ihr ist der Gedanke, mit diesem Menschen allein zu sein, widerwärtig — aber „ein stiller Winkel" bietet die beste Gelegenheit zu einer Aussprache. Und da es die letzte sein soll, muß sie ungestört sein, damit nichts ungesagt bleibt, was die Trennung zwischen ihm und ihr endgültig macht.

Er geht ihr voran, stößt die Tür zu einer Bar auf, die um diese Spätnachmittagsstunde leer ist. Ein Ober sitzt in einer Ecke vor einer Abrechnung und gähnt. Heisere Radiomusik kommt aus irgend einem Lautsprecher. Bei der durch das Türöffnen entstehenden Zugluft flattern die Vorhänge vor den Nischen auf, die beiderseitig des schmalen Ganges liegen. Der Kellner schlägt den einen Vorhang zurück: „Bitte!"

Gerda lacht auf, trotz ihrer Nervosität:

„Was ist'n das für'n komisches Lokal!? Wie ein Eisenbahnzug."

Sie will sich auf den Stuhl an der Schmalseite des kleinen Tisches setzen, aber Becker zieht sie neben sich auf das Ledersofa:

„Hier, Gerda. Hier, mein Kind!" Und zum Ober: „Weinkarte!"

Der Kellner schlägt die Karte auf: „Wir haben sehr guten Schaumwein!"

Becker läßt Gerdas Hand nicht los:

„Ja, Sekt, den hier, ja!"

Gerda ist schwindlig. Von der Aufregung des Tages. Von der Ansprache des Chefs. Vom langen Warten in der Glut. Von der unsicher flimmernden Beleuchtung in der engen Koje. Von der heiseren Musik die aus einer der Wände kommt.

„Komm, Gerda, trink mit mir."

Sie nippt am Glas — das kühle Naß kitzelt sie auf der Zunge. Sie ist doch noch ein Kind. Sie lacht:

„Das ist wie im Film! Ein kleines Mädchen wird von einem großen Herrn zu einem Sektgelage eingeladen ..."

Becker umschließt noch fester ihre Hand:

„Gerda! Liebes kleines Mädel! Das Leben ist ein Film. Ja, es ist ein Film! Ein ganz toller, wilder Film ... Sieh mal, Kind, ich habe dich gebeten, ob du meine Frau werden willst, weil ... weil ich ohne dich nicht leben kann, seit ich dich kenne! Ich habe dir nie gesagt, wie leidenschaftlich ich dich begehre, weil dich das erschreckt hätte mit deinen achtzehn Jahren. Ich habe als Zeitpunkt unserer Hochzeit immer gesagt: in zwei, in drei, in vier Jahren! Ebenfalls um dich nicht zu erschrecken. Aber ich habe jede Stunde davor gezittert, daß du einen anderen, jüngeren kennenlernen könntest ... Hast du das gewußt, Gerda?

„Nein", sagt sie leise und fühlt ein Würgen im Halse.

(Fortsetzung folgt.)

Die Furt.

Erzählung von Jürgen Eggebrecht.

Im ersten Augenblick kam er ihr ungewöhnlich jungenhaft vor. Sein Gesicht war durchstrahlt von Gesundheit und dem Glück des Wiedersehens. Nach Art der Südamerikaner trug er einen breitkrempigen Panamahut, dessen Schatten die ohnehin tief gebräunte Haut noch dunkler machte, dafür aber auch das erstaunliche Weiß der Zähne besonders stark aufleuchten ließ. Bruno schüttelte ihr die Hand. „Bist lange ausgeblieben", sagte er lachend.

„Du bist ja ein schrecklich großer Mensch", antwortete sie halb belustigt, halb erschrocken.

Er wandte sich nach links, der Gepäckabfertigungsstelle zu. Seine Stimme klang fest, Anna hörte sie durch all den Lärm des Hafens. „Nun werden wir uns gleich ausruhen können, nicht?" Er guckte sie gerade an. Ein machtvolles Licht, wie Siegesjubel, stand sekundenlang in seinen glänzenden grauen Augen und erhellte, hinblitzend, Stirn und Mund. „Ich habe Zimmer genommen im „Atlantic". Als sie das Mietsauto bestiegen, fügte er hinzu: „Sogar mit Bad, ganz zivilisiert."

Anna lächelte und schwieg. Sie sah zu beiden Seiten der Straße buntes Volk auf sich zutreiben. Hüte, Schlipse und Schleier rannen wie Wellenschlag unter den Rädern ihres Wagens durch, schaukelten sie und verursachten leise Übelkeit. Sie hatte Mühe, dagegen anzukämpfen.

„Schön, wunderschön, endlich bist du nahe bei mir! Fühlst du dich wohl?"

„Es geht mir großartig. Ich fühle mich pudelwohl", sagte sie. — „Bald wird es dir noch besser gehen."

„Wird es?" fragte sie mit dem übermüdeten Blick eines Kindes. „Ja, vielleicht wird es, wenn du es meinst."

Er legte, ohne etwas zu erwidern, den Arm um ihre Hüfte. Sie kamen langsam in ruhigere Gegenden. Unter ihnen lag jetzt das Meer. Die Stadt kletterte, über kleine Vorberge weg, hartnäckig zu beträchtlicher Höhe empor. Ein Stück Strand wurde sichtbar und dann die blaue Weite der Bucht. Fernab, die Küste entlang, fuhren Frachtdampfer. Ihre kohlschwarzen Rauchfahnen verhängten allmählich das in der Tropenhitze flackernde Rund des riesigen Horizonts.

Der Wagen hielt. Betreßte Bediente rissen den Schlag auf und trugen den Herrschaften eilfertig ihre Koffer nach. Das Hotel roch furchtbar fein.

„Genieße es noch einmal!" sagte Bruno. „Wenn du Lust hast, können wir später ein bißchen tanzen."

„Findest du's schlimm, — aber ich möchte am liebsten, wir blieben oben und ließen für uns auf dem Zimmer servieren."

„So scheu?" Man konnte seiner Stimme anmerken, daß er enttäuscht war. „Ich hab 'ne Ewigkeit nicht getanzt."

„Armer Kerl, was sind mir das für Geschichten: 'ne Ewigkeit nicht getanzt! Sei nett und wirf mir meine kleine Tasche her." Sie nickte ihm aus dem Spiegel zu, vor dem sie ihr weizenblondes Haar kämmte. „Weißt du, was ich möchte — reiten möchte ich und schwimmen, ach, und schlafen."

Er betrachtete sie stumm. Sie war älter geworden seit der Hochzeit in Deutschland. Die dunklen Brauen beschwerte eine neue, ihm unbekannte Traurigkeit. Plötzlich sagte er: „Ich glaube, zwei sind bestimmt eine Macht."

Anna verhielt sich sehr still, während eine zarte Röte Hals und Wangen färbte. Sie dachte an die vielen Jahre des Alleinseins, daran, daß sie nie jemand gehabt hatte. Die Eltern waren tot, früh verstorben. Und sonst erinnerte sie sich keines erwärmenden Antlitzes. So erstaunlich schnell waren Menschen gekommen und Menschen vergangen, bis auf diesen da, den Jungen, den sie vor Monaten geheiratet hatte.

„Wir werden es erproben", antwortete sie. „Du mußt mir erzählen, ob du zufrieden bist und wie es um die Plantage steht! In Europa, — ach, ich bin froh, daß ich bei dir bin!" Sie küßte ihn in aufschwärmendem Entzücken wieder und wieder.

Eine Weile später beschlossen sie, doch unten zu speisen. Es schmeckte ihnen vorzüglich. Anna war wie ausgewechselt. Sie tanzte, ungeachtet der eben überstandenen Reise.

Gegen Mitternacht kehrten sie in ihre Zimmer zurück. Draußen, zwischen reglosen Palmzweigen, schwamm der weißglühende Mond der Tropen.

Der folgende Tag gehörte dem Schlaf. Sie schliefen, vergewisserten sich ihrer Nähe, aßen wenig, schliefen von neuem. Aber am dritten Tage brachen sie auf.

In langen Schlägen sauste der Zug westwärts. Meer und Stadt verschwanden hinter kupfrigen Berglehnen. Die Vegetation wurde üppiger, der Urwald leckte mit grünen, pelzigen Zungen in auseinanderspringende Täler. Es wurde zunehmend heißer. — „Kaffee und Kaffee ist zweierlei", sagte Bruno.

„Kann ich mir denken."

„Nein, das kannst du dir nicht denken! Ich habe meine Felder richtig kultiviert. Die hier, denen liegt wenig daran."

Anna saß ruhig in der Fensterecke und hörte und sah nur ihn und seine Zuversicht. „Werden wir denn unsere Schulden auch los werden?" fragte sie und tat recht gleichgültig.

„Einschränken müssen wir uns natürlich."

„Ja, einschränken müssen wir uns. Ich glaube", fuhr sie, ohne den tröstlichen Blick der Liebe von ihm zu lassen, fort: „Ich glaube, wer siegen will, muß meinen, er habe schon gesiegt." Sie trat ans schattige Fenster und lächelte dabei Bruno zu, der rasch ihre kleine, energische Hand ergriff und festhielt.

Der Zug verringerte seine Geschwindigkeit. Sie näherten sich ihrem Ziel, ein paar Häusern inmitten einer öden, staubgrauen Landschaft.

Brunos leichter Wagen war mit den Pferden noch von seiner Hinreise an der Bahn und nahm sie freundlich in Empfang. Sie bestiegen ihn sofort und fuhren ab, durch die Wildnis — nach Hause.

Lange Zeit sprach niemand. Die Sonne schien ihnen ins Gesicht. Aus dem Boden, aus Kräutern und sandigem Buschwerk atmete würziger Duft. Bruno schob vor lauter Seligkeit den Hut in den Nacken und schenkte Anna viele Küsse.

„Wir wollen noch einen Schritt zulegen", schlug er vor. „Wenn wir im richtigen Wald sind und es dunkel wird, müssen wir auf den Mond warten. Aber so schaffen wir's gewiß. Die Siedlung liegt ja gleich am anderen Flußufer."

Die Pferde gingen flott trotz Hitze und Last. Anna streckte den rechten Arm aus. „Dieser Weg, der hier abzweigt, ist wohl gar kein Weg,"

„Doch natürlich", erwiderte Bruno, „er ist sogar der für uns kürzere." Das Gefährt lenkte durch ein dickes, zähes Grün. Der Saft der zerquetschten Pflanzen hinterließ an den Radkränzen gelblichen Schaum. Einzelne mit Strängen von Moos berankte Eichen wuchsen wie Saatbäume vereinsamt. Ihre ragenden Kronen schlossen sich, je weiter die Reisenden vordrangen, vor ihrem Blick zu einem Bestand zusammen, der bald lose, bald dichter, unmerklich jener moorige Waldgürtel wurde, hinter dem ihre Besitzung lag.

Anna fröstelte. Denn mit einem Male war das Licht fahl geworden. Die Sonne, schräg zwischen den Stämmen herlugend, sank schneller, als sie gedacht hatten. Ein Luftzug, schon kühl, kam auf. — „Ist dir kalt?" fragte Bruno.

„Nein, nicht die Spur."

„Das macht der Fluß, daß du frierst", sagte er und umfaßte ihr mädchenhaftes Kinn. „Fahren wir zu!"

„Der Fluß? Sind wir schon so weit?"

Fast noch während sie sprach, hörten sie die Strömung.

Bruno nahm beide Zügel straffer. „Dumm, es wird wirklich finster", sagte er. Seine Pferde gingen jetzt Schritt.

„Sieh, da ist so etwas wie eine Lichtung. Machst du dir Gedanken, Lieber?" Anna konnte in der hereinbrechenden Dunkelheit sein Gesicht nicht mehr deutlich erkennen.

Bruno schwieg, er drückte nur ihre Hand. In der tiefen Stille des Waldes zog der Strom rasch dahin.

Ein letzter Abglanz des Tages schimmerte auf den fortstrebenden Wassern.

„Hopp!" rief Bruno und schnalzte mit der Zunge. „Keine Bange, es ist die Furt."

Beherzt betraten die kundigen Tiere das Flußbett. Aber im selben Augenblick verloren sie den Boden unter den Füßen. Sie schwammen, der leichte Wagen schwamm. Die Furt, aus welchem Grunde immer, war verfehlt.

„Ruhe, um Himmelswillen, Ruhe!"

Der Aufforderung bedurfte es nicht. Anna hatte den ersten Schrecken überwunden. Das große Gefühl gegenseitiger Liebe schärfte die Sinne. Sie redeten miteinander, während sie kein Wort, keinen Seufzer laut werden ließen.

„Mein gutes, tapferes Kind, Gleichgewicht halten! So, — etwas weiter von mir wegrücken. Wie eine Flaumfeder sein."

„Allein wäre jetzt jeder von uns verloren. Allein hat man kein Gleichgewicht. Ja, Bruno, zwei sind eine Macht. Du, wir sind eine Macht!"

Sie waren vollkommen wach. Das schmatzende, eilige Geräusch der sie umgebenden Wasser verwandelte sich ihrem Ohr zu jenem wunderbaren Zustand des Friedens, in dem, was geschieht, gleichsam aus höherer Vernunft geschieht. Die Stimme des einen drang in das Herz des anderen; denn das Herz war bereit, den geheimerweise verspürten Willen des Geliebten als den eigenen anzuerkennen und sich unverzüglich danach zu richten. Ihre Lebensschicksale verflochten sich, und ein äußerster Wunsch brachte es fertig, daß sie gerettet wurden.

Die Augen gewöhnten sich immer mehr an die Finsternis. Die Köpfe der Pferde, hochgerissen von Brunos Faust, glitten steif und wie aus Holz vorwärts. Ein blasser, linder Schein fiel aus der Höhe. Noch schwamm das Gefährt, dann setzten die Räder mit einem Ruck auf. Die Hufe gewannen Grund.

Anna zitterte ein bißchen. Brunos starker junger Arm hielt sie. Sie hatte sich ihm ganz zugewendet.

Bescheiden, klug, wohlgepflegt . . .

Ein junger schwedischer Künstler erlebt die wahre Greta Garbo

Von Edward Wallenqnist.

Beinahe ein ganzes Jahr hielt sich Greta Garbo vor ihrer Rückkehr nach Hollywood in ihrer Heimat Schweden auf. Sie lebte während dieser Zeit vollkommen zurückgezogen. Sie war müde und überarbeitet und hatte das natürliche Bedürfnis nach Ruhe. Und ihr Wunsch allein zu sein und sich auszuruhen wurde in Schweden geachtet. Aber einige junge schwedische Schauspieler und Künstler gehörten zu ihren Freunden. Einer von diesen, der junge Maler Edward Wallenquist, gibt uns die folgende interessante Charakterstudie über Greta Garbo. Er schildert das wirkliche Wesen der großen Schauspielerin fern von allem Reklameunfug einfach und anziehend.

Ich war mit dem Porträt eines bekannten Schauspielers beschäftigt, und um dies Bild zu sehen, kam Greta Garbo zum ersten Male in mein Atelier.

Mein erster Eindruck von ihr war ihre Schüchternheit, keine ungesunde Schüchternheit, sondern die sympathische Bescheidenheit, die man oft bei Menschen mit einem reichen inneren Leben findet. Wir unterhielten uns über Kunst, und sie sagte: „Ich verstehe leider so wenig von der Malerei, aber sie interessiert mich sehr." Und es zeigte sich, daß Greta Garbo eine sehr persönliche und originelle Auffassung hatte.

Sie zeigte eine rührende Lust zum lernen. Als wir von van Gogh sprachen, hat sie seinen Namen nicht ganz richtig ausgesprochen. Ich fühlte mich so vertraut mit ihr, daß ich sie verbesserte und ihr die richtige holländische Aussprache beibrachte. Sie wurde rot wie ein kleines Schulmädchen und erklärte, daß sie von ihm in einem amerikanischen Konversationslexikon gelesen, aber die phonetische Erklärung der Aussprache nicht verstanden hätte.

Ich habe auf meinen langen Reisen viele Kunstgegenstände sammeln können. Greta Garbo ging in meinem Atelier hin und her und sah sich alles an und stellte Fragen. Eine kleine Schale, die ich in Rom gekauft habe und die etwa 2000 Jahre alt ist, hielt sie einige Minuten in ihrer Hand. Sie schloß die Augen und sagte: „Meine Gedanken gehen Jahrhunderte zurück." Es war nicht das geringste von „Theater" an ihr, aber ich bekam einen starken Eindruck von ihrem Vermögen, sich in eine andere Zeit einzuleben.

Ihr Besuch in meinem Atelier wurde die Einleitung unserer Bekanntschaft. Aber mein erster Eindruck von ihrer natürlichen Schüchternheit und ihrem großen Wissensdurst blieb unverändert. Sie wollte nie der Mittelpunkt sein und wurde es trotzdem immer. Sie konnte erstaunlich klar und logisch denken und war immer die, die den Kern der Diskussion festhielt und das Thema nie verließ, bis es zu Ende geführt war. Ihre Sprache und ihre Ausdrücke waren geistreich und persönlich, und sehr oft brachte sie lustige und originelle Definitionen.

Ich habe Menschen gehört, die Greta Garbo nie gesehen haben, und die behaupten, daß sie in ihrem Privatleben mit ihrer Kleidung und ihrem Aussehen nachlässig wäre, aber ich habe das Gegenteil feststellen können. Ihre Haut war immer frisch und wohlgepflegt und ihre Kleidung einfach, aber äußerst geschmackvoll. Sie wirkte klein und schmal, und ihr blondes Haar stand wie ein Kranz um ihr hübsches Gesicht.

Aber für diejenigen, die das Glück haben, Greta Garbo zu kennen, ist ihr Aussehen nicht das Wesentliche, sondern ihre Mentalität, ihr Geist. Und was ein Künstler bei ihr so bewundern muß, ist ihr Künstlerwille, der ganz groß und klar ist.



Bunte Chronik



Ein Priester züchtet schwarze Rosen.

In Santa Barbara in Kalifornien lebt der heute 74-jährige katholische Priester Pater Schoener, der in ganz Amerika als Gartenkünstler und Rosenzüchter berühmt ist. Er besitzt in seinem Garten gegenwärtig 2300 verschiedene Rosengattungen, unter denen ihm die Züchtung der schwarzen Rose die größten Schwierigkeiten gemacht hat. Die Blütenblätter dieser Rose sind nicht nur schwärzlich, sondern weisen eine tiefsamtschwarze Farbe auf, die sie zu einer botanischen Seltenheit macht. Außer dieser schwarzen Rose bildet den Ruhm der Rosenzucht von Santa Barbara die Züchtung von ausgesprochenen Rosenbäumen, die eine Höhe von fünf, ja sogar von sechseinhalb Metern erreichen und von denen im Garten des kalifornischen Priesters 111 Exemplare stehen. Die Wurzeln der höchsten Rosenbäume nehmen einen Raum von drei Metern Durchmesser ein. Die Rosenbäume tragen 13 verschiedene Gattungen, Teerosen, weiße Rosen, orangefarbene, rosa und rote Blüten. Das Ziel des alten Herrn geht dahin, seine „Rosenbäume" zum Tragen von eßbaren Früchten zu veranlassen. Er hofft dies zu erreichen, indem er sie mit verschiedenen Gattungen von Apfelbäumen kreuzt. Pater Schoener glaubt, daß er auf diese Weise ein neues Obst von ganz besonderem Wohlgeschmack erzeugen wird. Es soll ihm bereits einmal gelungen sein, eine derartige Kreuzung hervorzubringen und Zwergäpfel zu gewinnen, aus denen sich eine sehr schmackhafte Marmelade mit Rosengeschmack herstellen ließ.

Wo gibt es die meisten Kinder?

Tüchtige Statistiker haben jetzt festgestellt, welches das kinderreichste Land Europas, wahrscheinlich sogar der ganzen Welt, ist. Es sind die Färöer Inseln, wo sieben Kinder auf jede Familie der normale Durchschnitt sind. Daneben findet man aber viele Familien, die sechzehn oder siebzehn Kinder umfassen, was ebenfalls nicht einmal als etwas Besonderes angesehen wird.



Lustige Ecke





„Hab' ich's nicht gesagt, wir hätten niemals Kurtchen diesen Indianerfilm sehen lassen sollen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.